

was a proper standard of expertise required. Despite its title Mr Harries-Jenkins's survey is concerned only with the officers and not with the men of the British army. He shows that officers were drawn largely from wealthy landed families. Even after the purchase of commissions was stopped they were still drawn from the same social class — and the same public schools — and most junior officers still needed a private income to maintain their accustomed standard of living. Patriotism, physical fitness, courage, and ability to command were rated more highly than book learning or professional skill. Although the average British officer may not have read Clausewitz he was likely to have seen far more service in the field than most German or French officers. It is true that between the battle of Waterloo and the retreat from Mons Britain fought only one war in Europe — in the Crimea — but her forces were almost continuously engaged in campaigns in every part of the world. What the British officer may have lacked in theoretical knowledge he gained in practical experience. Mr Harries-Jenkins discusses the attitude of the public to the army in the nineteenth century. Since Britain had the most powerful navy in the world and felt safe from invasion a small army of volunteers — quite different from the relatively large conscript armies on the Continent — was considered sufficient for the nation's needs. People were quick to condemn the army for inefficiency after a defeat but equally quick to shower praise upon it after a victory. The author recounts with some relish the failures of the army in the early stages of the Crimean war and the second Boer war. The fact remains that in the end the allies did take Sebastopol and the British army did defeat the Boers. In military affairs, as in some other aspects of national life, Britain showed a capacity for muddling through in Victorian times.

W. O. Henderson

Herbert Graubohm, Die Ausbildung in der deutschen Marine. Von ihrer Gründung bis zum Jahre 1914. Militär und Pädagogik im 19. Jahrhundert, Droste Verlag, Düsseldorf 1977, 444 S., kart., 58 DM.

Der Autor dieser umfangreichen Studie ist Berufssoldat in der Marine der Bundeswehr. Er hat sie als Dissertation am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg geschrieben. Wie viele andere hat Graubohm also von dem Privileg Gebrauch gemacht, das in den Sozialwissenschaften gar nicht so selten ist, nämlich darüber *wissenschaftlich* zu arbeiten, was seinen eigenen Lebensbereich alltäglich bestimmt. Er ist Soldat in der Marine, und er schreibt über die Marine (genauer: über die Marine in einer früheren Epoche). Er studiert Pädagogik, und er schreibt über Pädagogik. Dieses besondere, sagen wir: Theorie-Praxis-Verhältnis (zu einem Teil ist es mehr als ein Verhältnis zwischen Theorie erster und Theorie zweiter Stufe) wird am Eingang dieser Besprechung deshalb so betont, weil es natürlich Fragestellung und Ansatzhöhe der Arbeit beeinflusst. Dieser Einfluß nun läßt sich nicht, oberflächlichen Kriterien folgend, schlicht mit einem negativen oder positiven Vorzeichen versehen. Zwei Arten solcher oberflächlicher Wertungen sind etwa in den einander widersprechenden Sätzen ausgedrückt: Nur wer selbst Soldat in der Marine ist, versteht genug von ihrer Eigenart, um sinnvoll über sie wissenschaftlich arbeiten zu können — und: Angehörige einer (militärischen oder anderen) Institution können nicht mit wissenschaftlicher Distanz über sie Aussagen machen. Beide Sätze sind falsch. Graubohms Dissertation kann dabei gewiß als Beleg für die Widerlegung des zweiten Satzes benutzt werden, denn sie ist ihm viel zu gründlich geraten, als daß sie sich in die Reihe jener zeitweise (und auch heute noch) so prominenten Marine-Jubiläum-Literatur einordnen ließe. Worum geht es ihm? Er will das Ausbildungssystem der deutschen Marine von 1850 (dem Gründungsjahr) bis 1914 rekonstruieren und dabei insbesondere den Wandel der diesem System unterliegenden pädagogischen Normen und Zielvorstellungen beschreiben. Dabei geht er von

der These aus, daß »militärische Einrichtungen mit innerer Notwendigkeit dem Zustand der Gesellschaft« entsprechen (S. 11). Das ist zwar, gelinde gesagt, mißverständlich formuliert, jedoch eine sinnvolle Ausgangsbasis, wenn man das Gemeinte richtig versteht. Da das 19. Jahrhundert (von Pestalozzi bis zur Jugendbewegung) *auch* ein Jahrhundert der Pädagogik genannt werden kann (jedenfalls tun das Pädagogen gern und stolz), erscheint es in der Tat reizvoll, einmal nachzuzeichnen, auf welche Weise sich die einander folgenden pädagogischen Moden auf das Militär ausgewirkt haben.

Mit dieser Fragestellung im Mittelpunkt der Untersuchung ist Graubohm auf einer Untersuchungsebene angesiedelt, auf der es verhältnismäßig leicht ist, politisch kontroverse Aspekte seines Themas fortzulassen oder nur knapp zu streifen. »Das militärische Erziehungssystem mit seinem zentralen Anliegen, soldatische Tugenden mittels Willens- und Gemütsbildung zu stabilisieren, bleibt außerhalb der vorgestellten theoretischen Konzeption.« (S. 14) Schade! Aber in der Tat unvermeidbar, denn allein die Rekonstruktion der Ausbildungsgänge an den verschiedenen Schulen (Schiffsjungen-Institut, Marineschule, Artillerie-Abteilungsschulen, Matrosen-Divisionsschulen, Werft-Divisionsschulen, Torpedo-Abteilungsschulen) verlangt viel Raum. Graubohm hat die vorhandene Literatur und zusätzlich die Aktenbestände des Militärarchivs in Freiburg sorgfältig ausgewertet. Das macht seine zuweilen mühselig zu lesende Arbeit das eine oder andere Mal ganz überraschend aktuell oder spannend oder zumindest besonders interessant. Person und Rolle des langjährigen Chefs der Admiralität von Stosch werden so im Vorübergehen in ein neues Licht gestellt. Die innerorganisatorischen Querelen über die Kontrolle der Ausbildung spielten sich vor einhundert Jahren offenbar nach demselben Muster ab wie heute — die haarfeine und folgenreiche Unterscheidung zwischen »Lehrordnung« und »Prüfungsordnung« (S. 209) ist z. B. solch ein nach wie vor erfolgreiches Instrument in den Händen der Zentralinstanz.

Mühselig zu lesen ist Graubohms Arbeit vor allem deshalb, weil er gestalterische Probleme bei der Ordnung seines Stoffes nicht ganz bewältigt hat. Zugleich die »Geschichte« der Ausbildung in der Marine und eine systematische Analyse ihrer pädagogischen Prinzipien schreiben und diese letzteren dann noch in längeren Exkursen in den Kontext der Geschichte der Pädagogik in Deutschland setzen zu wollen, heißt sich programmatisch überfordern. Und den Leser auch.

Drei kritische Anmerkungen zur Präsentation des (mit einem Druckkostenzuschuß des Bundesministers der Verteidigung versehenen) Buches: So gut und nützlich das Sach- und Stichwortregister geraten ist, so unvollständig blieb das Namensverzeichnis — und damit ist es recht eigentlich überflüssig. Der Autor hat bei der Korrektur der Fahnen offenbar von Zeit zu Zeit die Lust am (zugegeben) wenig anregenden Geschäft des Korrigierens verloren, anders ist die Häufung von vielen kleinen, harmlosen, jedoch ärgerlichen Druckfehlern (z. B. S. 14, 79, 155, 162, 178, 180, 183, 187, 203, 276, 279 — dann hab' ich's aufgegeben) schwer zu erklären. Der Verlag schließlich ist zu fragen, ob es denn unumgänglich ist, den oberen Rand des Buches auf einen halben Zentimeter zu verknappen. Wer (eigene, nicht aus Bibliotheken entlehene) Bücher mit dem Bleistift in der Hand zu lesen und auf die Seiten Anmerkungen o. ä. zu schreiben gewöhnt ist, wird hier unnütz vergrätzt.

Mit solchen Beckmessereien die Besprechung von Graubohms aufschlußreichem Buch zu beenden, wäre nicht fair. Daß die Marine im 19. Jahrhundert ein kräftig ausgeprägtes und differenziertes Schul- und Unterrichtssystem aufgebaut und weiterentwickelt hat, daß sie sich dabei auf einmal eher konventionelle, einmal durchaus originelle Weise mit den Standardproblemen eines solchen Systems (Eingangsqualifikation, Beschränkung des Stoffes, Methoden des Unterrichts, Anteil von theoretischer und praktischer Ausbildung usw.) auseinandergesetzt hat, findet sich ausführlich bei Graubohm beschrieben. Obwohl in der Institution Marine alle didaktischen Überlegungen im Grundsatz der besseren Erfüllung *militärischer* Zwecke dienen, sind diese Überlegungen doch von zeitgenössischen geistigen Strömungen,

von pädagogischen Theorien und ihrem Wandel beeinflusst worden. Graubohms gründliche Arbeit ist ein thematisch beschränkter, aber begrüßenswerter Beitrag zur Geschichte des Verhältnisses Militär/Zivilgesellschaft im Deutschland des 19. Jahrhunderts.

Wilfried von Bredow

Erich Weede, Weltpolitik und Kriegsursachen im 20. Jahrhundert. Eine quantitativ-empirische Studie, R. Oldenbourg Verlag, München/Wien 1975, XII, 438 S., Folieneinband, 78 DM.

In der quantitativen Kriegsursachenforschung sind in den letzten Jahren Möglichkeiten und Grenzen des Messens und Vergleichens von Konflikten und deren Ursachen stärker sichtbar geworden. In diesem Kontext bedeutet die Studie von Erich Weede (eine Mannheimer politikwissenschaftliche Habilitationsschrift) einen wichtigen Schritt, um vor allem die *Grenzen* dieser Forschungsrichtung genauer festzulegen.

Weede legt eingangs seine Zweifel dar, ob es auch nur eine einzige Theorie gebe — wenn man unter Theorie ein hypothetisch-deduktives Aussagesystem verstehe, das klar genug sei, um seine Falsifikationsbedingungen offenzulegen —, die in empirischen Studien dem Falsifikationssystem ausgesetzt worden sei (S. 2). Er läßt mit einem vorsichtigen »Vielleicht« allenfalls die Feldtheorie von Rudolf J. Rummel gelten, die dieser seit Anfang der sechziger Jahre in einer Reihe von Beiträgen entwickelt hat. Ihr Grundgedanke ist, daß Unterschiede bzw. Distanzen zwischen Nationen deren Verhalten zueinander determinieren. Zugleich begegnet Weede der Feldtheorie kritisch, weil auch sie eine »Theorie« ohne zureichend prüfbare Hypothesen sei. Er vergleicht dann Untersuchungen zum Problem der Konfliktbeteiligung (Rummel, Singer-Small, Russett, Kende, SIPRI), in denen (u. a. für die fünfziger Jahre) festgestellt wird, daß Großmachtstatus und Kriegsbeteiligung höher als Bruttosozialprodukt und Kriegsbeteiligung miteinander korrelieren, und zeigt daran, daß Meßprobleme selbst so einfache Hypothesen wie »Großmächte bzw. mächtige Nationen führen häufig Krieg« nur schwer prüfbar machen, wenn die Zeiträume der Untersuchung kurz sind. Verlängert sich der Beobachtungszeitraum, steigt auch die Korrelation zwischen Macht und Kriegsbeteiligung. Es wächst aber auch die Zahl anderer erklärungsbedürftiger Ursachen. Ziel der Arbeit von Weede ist es deshalb, eine Theorie zu entwickeln, die zur Erklärung von Konflikten »stabile und leicht wahrnehmbare Gegebenheiten und Hintergrundbedingungen verwendet, die dyadische Relation und nationale Positionen im Relationengeflecht charakterisieren« (S. 44). Um den Bestimmungsrahmen genauer fixieren zu können, formuliert er sieben »vorläufige« Postulate, aus denen die zu falsifizierenden Hypothesen abgeleitet werden. Im ersten Postulat wird festgestellt, daß grundlegende politisch-militärische Entscheidungen, die gegen andere Nationen gerichtet sind, eine Funktion von perzipierten Interessengegensätzen und perzipierten Chancen zur Durchsetzung eigener Interessen sind (S. 50). Das zweite Postulat geht davon aus, daß ein Sicherheitsdilemma wahrscheinlich dann wahrgenommen wird, wenn zwei Nationen unabhängig voneinander sind und wenn keine übergeordnete Instanz es verhindern kann, daß sie Krieg gegeneinander führen.

Während die beiden ersten Postulate recht allgemeiner Natur sind, enthält das dritte Postulat schon eine speziellere Aussage: Je mächtiger eine Nation sei, desto eher werde sie »Frieden durch Stärke« und »Sicherheit durch Überlegenheit« als Lösung des Sicherheitsdilemmas betrachten und damit die Gegensätze nationaler Sicherheitsinteressen noch verschärfen (S. 56). Hier wird auf einen Zusammenhang hingewiesen, den Karl Deutsch einmal als Parkinsonsches Gesetz der nationalen Sicherheit bezeichnet hat, weil das Gefühl, militärisch bedroht zu sein, mit der militärischen Macht zu wachsen scheint. Zugleich fördert Sicherheit durch Überlegenheit die Tendenz zu einer Vorstellung von absoluter Sicherheit, die die absolute Unsicherheit und Unterlegenheit aller anderen voraussetzt.